

zinern, nahezu die Hälfte der Juristinnen und Nationalökonominnen (44,2%) ist mit Juristen und Nationalökonomern verheiratet. Auch von den Philologinnen hat ein sehr großer Teil (25,3%) Männer desselben Berufs geheiratet.

Daraus darf der Schluß gezogen werden, daß Arbeitsgemeinschaft ein guter Chemistler ist.

Bei der Ausarbeitung von Werbeplänen wird man auch solche Zahlen nicht übersehen dürfen. Nach diesem allgemeinen Vorbild werden sie aber in örtlicher Begrenzung vor allem ergänzt und vervollkommen werden müssen.

Allerlei Seltsames aus der Geschichte der Bibliotheken.

Von Dr. Karl Schottenloher, Abteilungsdirektor der Bayer. Staatsbibliothek.

Was von den Büchern gilt, daß auch sie ihre Schicksale haben, gilt ebenfalls von den Büchersammlungen der verschiedenen Zeiten, gilt nicht minder von den Hüttern der aufgestapelten Schätze, den Bibliothekaren. Schlagen wir ihre gemeinsame Geschichte auf, so begegnet uns manch Trauriges und Lustiges, manch Wichtiges und Bedeutames, manch Beklemmendes und Erhebendes, kurz alles, was auch sonst das bunte Treiben des wunderlichen Menschenvölkchens ausmacht. Wältern wir einmal in dieser Chronik und streichen niemand zu Leide, manchem vielleicht zur Erleichterung ein paar Seltsamkeiten aus diesem Reiche der Bücherwürmer an.

Daß den früheren Hüttern von Bücherschätzen neben der Freude am täglichen Umgange mit den Büchern, die Spitzweg so unüber-trefflich dargestellt hat, auch mancherlei Widriges zuteil geworden ist, bezeugt uns das Schicksal des ersten Wolfenbütteler Bibliothekars Leonhard Schröter, der bitter darüber klagt, daß ihn sein Herzog Julius immer sehr unfreundlich anlasse und einmal mit der Faust dermaßen angegriffen habe, »daß, wo der Schlag geraten, ich des Todes hätte sein müssen«. Der gleiche Bibliothekar jammerte, daß er von dem üblen Gestank in der Bibliothek in Leibesschwachheit gekommen sei. Als ein im April 1599 angestellter späterer Bibliothekar, es war Johann Adam Lonicerus, über denselben Übelstand klagte, wurde der fürstliche Apotheker angewiesen, geeignete Räucherstoffe zum Ausräuchern der verpesteten Bibliothek zu liefern. Die Ursache des Übels aber war, daß die Bücherschätze über den Pferdeställen standen.

Als König Jakob I. von England, der Sohn Maria Stuarts, im Jahre 1605 die reich ausgestattete Oxford Universitätsbibliothek in ihren schönen Räumen besuchte, rief er entzückt aus: »Wäre ich nicht König, so möchte ich Oxford Student oder ein in dieser Bibliothek angefetteter Folio-Band sein«. Ein Wort, das den König nicht weniger als die Bibliothek geehrt hat.

Über seinen Besuch in der Bibliothek zu Wolfenbüttel berichtet der Literaturhistoriker Konrad Samuel Schurzfleisch: »Wie ich sie gesehen, war ein Kerl Bibliothecarius, das war ein Erznarx, machte einen Haufen Rodomontaden (Großsprechereien). Der Phantastie verstand nichts.« Die beiden Herren des 17. Jahrhunderts scheinen sich nicht sehr liebenswürdig begegnet zu sein.

Der italienische Graf Emanuel Tesoro hatte bei seinem Besuche Berlins seine besondere Freude daran, daß sich die Hofapotheke unter der kurfürstlichen Bibliothek befand und damit, wie er meinte, die Mittel zur Pflege des Körpers und des Geistes unter einem Dache vereinigt waren.

Eine Kollegbibliothek zu Oxford wurde im 17. Jahrhundert als Karzer für die Studierenden verwandt. Wer sich gegen die Gesetze des Kollegs verging, wanderte in die Bibliothek. Dort mußte der Student der Philosophie klassische Stücke abschreiben, der Jurist Teile aus Gesetzbüchern und Kommentaren übersetzen, kurz ein jeder über Büchern seines Faches schwitzen.

Dem Andenken Nessels, eines nicht sehr entgegenkommenden Vorstandes der Wiener Hofbibliothek, widmete, als er im Jahre 1700 gestorben war, eine boshafte Feder den nicht sehr schmeichelhaften Nachruf, daß er seinem Vorgänger Lambecius weit an Liebenswürdigkeit, Gelehrsamkeit, Fleiß und Nüchternheit nachgestanden habe. »Kein Wunder, daß bei seinem Tode große Klage erhoben haben die Weinschenken, nur wenig geklagt haben die Buchhändler und gar nicht die gelehrte Welt. Nun tritt ein, o Wanderer, in die Halle des Geistes, denn die Bibliothek steht offen, seit Nessel im Grabe liegt« (Nunc Bibliotheca patet, Quia Nesselius latet).

Welches ist die älteste Bibliothek? Der Quedlinburger Gymnasialdirektor Tobias Eckhardt wußte es ganz genau, als er im Jahre 1715 schrieb: »Die allerälteste Bibliothek, von der wir etwas gewisses melden können, ist wohl diejenige, welche der Mann Gottes

Moses angelegt, wenn er auf den Befehl Gottes die fünf Bücher, so er geschrieben, in der Bundeslade oder vielmehr neben derselben in einem Neben-Kästlein verwahrlich beygelegt.« Der Gelehrte hat das Wort Bibliothek wohl allzu buchstäblich mit Bücherliste übersetzt.

Der Wiener Hofbibliothekar Gerard van Swieten hatte einen Sohn in der Ferne, der mit ihm griechisch korrespondieren mußte. Von ihm erhielt der Vater einmal die Abschrift einer griechischen Handschrift des Theodoros Hermopolita, dazu einen griechisch abgefaßten Brief, worin der Sohn um Geld für seinen Reitmeister bat. Van Swieten übersandte die Handschrift an seinen Freund Gerard Meermann, legte aber aus Versehen auch den Brief seines Sohnes bei. Der gelehrte Freund ließ nun im Jahre 1751 beides, den griechischen Text des Theodoros und den Brief, diesen als ein ihm unerklärliches Bruchstück des Theodoros, in seiner Sammlung von Stücken zum bürgerlichen und geistlichen Rechte drucken. Ein niedliches Stückchen mißglückter bibliothekarischer Gefälligkeit!

Gleich vielen anderen Gelehrten wie Leibniz und Lessing ist auch unser Philosoph Immanuel Kant einmal Bibliothekar gewesen. Das war im Jahre 1766, als er an der Universitätsbibliothek zu Königsberg mit 62 Talern Gehalt angestellt wurde. Es fiel ihm dabei die Überwachung zu, daß alles in guter Ordnung bleibe »insonderheit bei dem Auslauf junger roher Leute, die sich die Zeit her erkühnen haben, Bücher nach eigenem Gefallen herauszuziehen und das Bibliothekszimmer als eine öffentliche Promenade zu gebrauchen.« Sehr behaglich wird es dem großen Denker bei dieser Aufgabe nicht gewesen sein.

Ein Lessing, der in den Jahren 1770 bis 1781 die Bücherschätze der Bibliothek zu Wolfenbüttel zu betreuen hatte, durfte für sich das Vorrecht in Anspruch nehmen, mehr selbst ein Nutznießer der Bibliothek zu sein, als anderen zur Erschließung zu dienen. Er sprach es offen aus, »er möchte nicht gerne ein Hund sein, der das Heu bewacht« oder »der Stallknecht, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Nauffe trägt«. Freilich nur einem Lessing stand eine solche Auffassung zu und sein Gegner Johann Melchior Goeze hatte nicht Unrecht, wenn er eine von derartigen Gesichtspunkten geleitete Bibliothek einen Kirchhof und ihren Bibliothekar einen Totenträger nannte.

Eine merkwürdige Auffassung von der Aufgabe einer Bibliothek bekundete man auch im Jahre 1779 in der Hofbibliothek zu Darmstadt, als man, um Platz zu gewinnen, daran ging, eine große Ausmusterung unter den Bücherbeständen vorzunehmen und alles überflüssige auszuschneiden. Als vernichtenswert wurden betrachtet »alte Zant- und Schmähschriften der Theologen beider voriger Jahrhunderte, die Logici, Metaphysici, Chymnici, Chiromantici, Philosophi und andere Narren voriger Zeiten, weil ihre Skappen auf unsere Köpfe nicht mehr passen, die Schmähschriften gegen die Jesuiten, weil uns Gott vor dieser Pestilenz befreit hat, und aller übrige ähnliche Vorrat, so nur den Rotten und Würmern zur Speise würde«. Wir vernehmen hier den Geist des Aufklärungszeitalters, das den Fesseln der Geschichte den schärfsten Krieg angesagt hat.

Der Erlanger Professor Hirsching, der gerne seine spitze Zunge gegen die lieben Nebenmenschen in Bewegung setzte, meinte im Jahre 1788, man müsse den Bibliothekaren bei Strafe den Umgang mit Professor Johann Samuel Halle in Berlin verbieten, der in seiner unlängst ausgegebenen Schrift »Giftpflanze des Tier-, Pflanzen- und Mineralreichs« viel von der schädlichen Luft in den Bibliotheken rede; die Luft in Kirchen, heiße es darin, wo Leichen begraben sind, sei fast noch besser als die, die von den Schweinsledernen Bänden ausdünste; vollends die Handschriften machten Leibessverstopfung, Leibesschmerzen, Durst, Schwindel, bleiche Farbe, Gliederzittern, Engbrüstigkeit, Fingerkrämpfe, Schwermut, Sinnlosigkeit (blöde Augen), Auszehrung, Schlagfluß, Schwindsucht. Wenn solches, so folgert Hirsching weiter, unsere Bücheraufseher hörten, die ohnedies größtenteils faul seien, wer werde da in Zukunft noch in den Bücherfälen arbeiten!

Die schwierige Frage, was zu einem guten Bibliothekar gehöre, beantwortete der Würzburger Michael Feder im Jahre 1795 recht selbstsicher, indem er seiner Universitätsbehörde einen jungen Rechtskandidaten also empfahl: »Er ist ein stiller im höchsten Grade fleißiger, mit der Geschichte und Literaturgeschichte schon ziemlich bekannter junger Mann, liest und spricht französisch, hat eine gute Handschrift, will italienisch und griechisch im künftigen Winter lernen, hat ein Vermögen von beiläufig 7000 Gulden, ist bereit auf eigene Kosten fremde Bibliotheken zu sehen und mit einem geringen Gehalte vorlieb zu nehmen, hat auch einen sehr guten Charakter, mit einem Wort: hat alle Anlagen zu einem recht geschickten Bibliothekar.«